

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 48

Artikel: Der umstürzlerische Neubau [Schluss]
Autor: Moeschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644934>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 48 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 27. November 1920

Zwei Gedichte von Traugott Meyer.

Im Tod.

Bi näbim Bett no gchzündlet,*)
eleigge= n und elei,
Vum Singe= n isch dr Sunneschyn
i lange Schritte hei.
Und lys isch d'Seel us dyne= n Auge cho
und isch im lysli noh . . .

Und sider bi= n i durewägg elei,
und niene dunkts mi meh dehei!

*) gekniet.

Mys Bild.

Am Wejer stand i scho die lengschti Zyt.
I cha nit furt, es luegt mi öppis a:
mys eige Gsicht. Mys Gsicht? I kenns jo chuum.
Das bi= n i nit! Das isch e frönde Ma.

Und's glurt doch öppis druus wie's eige Weh.
I bi's halt doch! Wie chönnts au andercht sy!—
As i für mi= n e Frönde worde bi,
Dr Fröndschit vu allne, gsch-n-i äntlig y.

Der umstürzlerische Neubau.

Von Selix Moeschlin.

(Schluß.)

Die Boden- und Häuserbesitzer hatten den Staat für die Entwertung ihres Eigentums verantwortlich machen wollen. Mochte sich dann der Staat an diesem verdamnten Alexander Müller schadlos halten. Der Antrag hatte hämisch lächelnde Gesichter und scharfe Antworten gefunden. Ob die Herren Häuserbesitzer früher auch geneigt gewesen wären, ihre Gewinne an den Staat abzutreten? Hatte nicht die ganz bescheidene Wertzuwachssteuer, die in Aussicht genommen worden war, entschiedene Ablehnung erfahren? Nun möchten die Herren, die sich so lange auf Kosten des Volkes gemästet, gefälligst auch einmal vom eigenen Fette zehren. Ein bißchen finanzielle Magerkeit stehe ihnen gar nicht übel an. Tatsächliche Werte gingen ja bei all der Entwertung doch nicht zugrunde, sondern nur fiktive. Man sehe eben endlich ein, auf was für einem Vulkan man getanzt habe. Daß sich die Steuereinnahmen verminderten, brauche auch nicht tragisch genommen zu werden; denn man dürfe bei der fortschreitenden Selbsthilfe auf eine ganz beträchtliche Entlastung des Staates hoffen; ja, es sei gar nicht ausgeschlossen, daß man des Staates schließlich gar nicht bedürfe; denn wozu brauche dieser Alexander Müller beispielsweise den Staat? Bei diesem Punkte setzte selbstverständlich eine starke sozialdemokratische Opposition ein; aber wir dürfen sie umso eher übergehen, als einer der Fraktionsredner die schönen Worte fand: „Was schimpft

man über diesen Garten? Warum droht man mit Gericht und Staatsanwaltschaft? Es ist ihm auch beim bösesten Willen nichts Gemeingefährliches und Anarchistisches anzusehen. Wenn er eine Versuchung, Verführung, Anstiftung, Aufreizung war — dann war es die des Paradieses. Ja wohl. Dann war es die — leise sei es gesagt; aber ich kann nicht anders, gelispelt werde es nur — der Stimme Gottes, die solange verstummt war.“

„Stimme Gottes, gar nicht übel“, sagte am Abend jener denkwürdigen Grobratsitzung ein Professor der Nationalökonomie zu einem Kollegen, „insofern nämlich, wenn man die Stimme Gottes der Stimme der Vernunft gleichsetzt. Dann hat der Redner ganz recht; denn sehen Sie, verehrtester Kollege, da haben wir beispielsweise das Problem der Teuerung. Es liegt auf der Hand, daß durch vermehrte Selbsthilfe in der begonnenen Art — die Müllers sollen sich übrigens sogar ihre Kleider und Decken selber weben — es liegt also auf der Hand, daß eine solche Selbsthilfe das Problem um vieles vereinfacht. Die soziale Erziehung des Volkskörpers läßt noch viel zu wünschen übrig. Es ist überhaupt nicht gesagt, daß sich die Sozialisierung des Volksganges je durchführen läßt. Es scheinen ihr Instinkte und nicht greifbare, aber doch deutlich vorhandene Kräfte psychischer Art feindlich gegenüberzustehen. Aber nehmen wir diesen tätigen Einzelnen, wie er sich jetzt wieder zu entwickeln

scheint: Dies tatsächlich etwas anrühige Gesetz von Angebot und Nachfrage, das wirklich schädigend auf die Volkswirtschaft wirkt, hat für ihn keine Bedeutung als Preisbildner. Für ihn verliert der Preis überhaupt an Wichtigkeit. Er braucht ja nicht den Umweg über einen bestimmten Preis zu machen, um zum Erzeugnis zu kommen. Er hat das Erzeugnis selber. Was man für sich schafft, das hat ohne weiteres einen gerechten Preis. Keine Teuerung droht, und ein Streit ist überflüssig, ausichtslos und so fernabliegend, daß ein Gedanke an ihn bloß lächerlich wäre. Verstehen Sie mich? Und das Problem der europäischen Bevölkerungsabnahme — hier wird seine Lösung auch leichter gemacht. Hier hat es überhaupt wieder alle Aussicht, zu verschwinden. Die Geburtenzahlen werden zunehmen, das dürfen Sie versichert sein. Das Kinderzeugen, das doch gewissermaßen und ohne Uebertreibung gesprochen eine der schönsten und wunderbarsten Funktionen des menschlichen Körpers ist, wird in dieser auf dem Lande lebenden Arbeiterchaft wirklich wieder eine natürliche Angelegenheit werden. Denn hier sind ja die Kinder keine Last, sondern eine Hilfe. Man wird sich wieder über Kinder freuen, wie sich der Bauer immer noch über gutgeratene Füllen und Kälber freut. Und, und, verehrtester Kollege: Der allgemeine Gesundheitszustand wird sich erheblich bessern; der Staat braucht weniger auszugeben, wie schon in der heutigen Sitzung gesagt worden ist. Denn eigentlich ist es ein nationalökonomischer Unsinn, daß die Gesunden für die Kranken zahlen, wenn wir schon den schönen Grundsatz haben: Alle für einen! Nein, man muß dafür sorgen, daß alle gesund sind, da sitzt der Haken. Und vielleicht sind wir jetzt auf dem besten Wege dazu. Wahrhaftig, wir haben allen Grund, diesem etwas märchenhaften Alexander Müller dankbar zu sein, wenn auch der Dank vor allem seinem Schwiegervater selig gebührt, der mit Korsetten gehandelt hat. Jawohl!“

Die Meinung des Professors der Nationalökonomie deckte sich mit der Stadtmeinung. Man mußte sich darein ergeben, mehr als das: man durfte sich ganz getrost darein ergeben. Nur eine Tatsache gab es, die nach wie vor ein Grund zur Traurigkeit bildete und aufrichtigen Patrioten sogar Anlaß gab, sich ernstlich gekränkt zu fühlen: Ein Deutscher war der Prophet gewesen, der sie so mild und lächelnd in dies neue und doch so alte Leben geführt hatte. Ein Schwabe hatte kommen müssen; selbstverständlich, die Schwaben waren überall dabei!

Aber da geschah eine freudige Entdeckung. Nicht als ob sich Alexander Müller seinen Papieren zum Troß plötzlich als Schweizer entpuppt hätte, nein, so hübsch verlief die Sache nicht; aber der hinkende und darum buchschröderische Redaktionssekretär des „Nationalblatts“ entdeckte in alten Zeitungen und Broschüren, die vor zwanzig Jahren nach frischer Druckerwärme gerochen hatten, daß es einmal einen jungen Mitbürger gegeben haben mußte, der ganz ähnliche Dinge laut, sogar überlaut und anmaßend gepredigt hatte, wie jetzt dieser Garten auf seine stille, unmerkliche und doch so eindringliche Art. Er hatte sogar damals mit einigen Freunden zusammen auf schlechtem Papier eine kleine und billige Wochenschrift herausgegeben, die zwar nicht viel Abonnenten, dafür aber etliche Berühmtheit gewonnen hatte, wenigstens bei einigen unzufriedenen Querköpfen. Die

Wochenschrift war natürlich eingegangen und der betreffende Süngling, der es noch zu nichts gebracht hatte, eines Tages aus der Stadt verschwunden; niemand wußte wohin, Nachricht hatte er nie geschickt.

Beim näheren Studium seiner hinterlassenen Schriften — auch die noch lebenden Freunde förderten bei längerem Nachsinnen diese und jene Einzelheit zutage — fand sich eine merkwürdige, um nicht zu sagen kompromittierende Ähnlichkeit zwischen den Ideen des entschwundenen und wohl längst dahingegangenen Schweizers und dieses Alexanders, der zwar seine Ideen nie anders als gewissermaßen „durch die Blume“ angedeutet hatte. So verblüffend war diese Uebereinstimmung, daß es der hinkende Redaktionssekretär schließlich als seine lokalpatriotische Mission und Pflicht betrachtete, den reichen Müller aus Deutschland zu besuchen und eine Gewissensfrage zu stellen. Das Ergebnis dieser denkwürdigen Unterredung war geeignet, dem Redaktionssekretär den Kopf zu verdrehen: Alexander hatte die Schriften dieses vielversprechenden Mitbürgers gelesen und war von ihnen derart erschüttert worden, daß er sich entschloß, sein großes Vermögen in den Dienst seiner Sache zu stellen. Daß er die Stadt des Propheten (man brauchte diesen Namen nicht mehr zu scheuen) als Versuchsfeld auswählte, war nichts anderes als eine feine Huldigung vor dem Genius, der hier gelebt hatte.

Nun fehlte der Bürgerschaft nichts mehr zum Glück ihrer gelebten Erkenntnisse. Das Vaterland war gerettet, und an ihrer Ehre haftete auch nicht das geringste Fleckchen. Uebrig blieb ihnen nur noch, dem Verschollenen ein Denkmal zu setzen. Mit der Sammlung der nötigen Gelder wurde sofort begonnen. Alexander zeichnete 50,000 Franken. Man hatte es offengestanden nicht anders erwartet. Auf drängendes Zureden hin erklärte er sich auch bereit, bei der feierlichen Enthüllung die entsprechende Rede zu halten. Man wäre wirklich enttäuscht gewesen, wenn er nicht zugesagt hätte.

Als er abends mit seiner Frau unter den Birken spazierte, die nun schon die gelben Blätter im Herbstwind davonschweben ließen, fragte sie lächelnd: „Aber darf man denn an sein eigenes Denkmal einen Beitrag leisten?“ „Warum nicht?“ sagte er. „Und darf man bei der Enthüllung seines eigenen Denkmals sogar noch eine Rede halten?“ „Sie wollen es nun einmal so“, sagte er und seufzte dazu, aber auf fast fröhliche Weise. „Du bist immer ein kleiner Schelm gewesen“, neckte sie ihn. „Sonst hätte ich dich auch nicht zur Frau bekommen“, sagte er. „Gottlob, daß du ein kleiner Schelm gewesen bist“, sagte sie. Und nach einer Weile, indes sie an den Birken hinausschaute und auch zu den Apfelbäumen hinüberguckte, die nun nicht mehr gestützt werden mußten: „Aber nun ist des Spiels wohl genug, Liebster. Es ist ja fröhlich und triumphierend ausgegangen, und nun dürfen wir wohl wieder auf unsere neuseeländischen Güter zurückkehren. Ich habe Angst, daß dort in unserer Abwesenheit etliches verwahrlost worden ist. Und ich möchte, offen gestanden, auch wieder einmal allein sein. Denn es fällt einem doch nicht so leicht, monatelang hinter Glaswänden zu leben. Aber was tat ich nicht schon um deinetwillen!“ Und in ihrem heftigen Kusse und ihrem fast grausamen Griffen in seinen dicken Haarschopf lag es wie eine Offenbarung all der Kämpfe, die hinter ihnen liegen mußten,

ehe sie eins geworden waren. „Wenn die Einweihung vorüber ist, reisen wir“, sagte er. „Den Garten schenk ich der Stadt. Sie wird ihn so verwenden, wie sie es verdient! Ja, wie sie es verdient. Den Hauslehrer aber, denk ich, den nehmen wir mit!“ „Ich denke es auch“, sagte sie, „und ich weiß noch jemand, der meiner Meinung ist.“

Dem Hauslehrer war etwas beklommen und examensmäßig zumute, als ihn Alexander Müller mit ernster Miene empfing. „Haben Sie Lust, mit uns nach Neuseeland zu fahren?“ Ob er Lust hatte? Er vermochte nur mit dem Kopfe zu nicken. „Junger Mann“, fuhr Alexander fort, „ich glaube Ihre Wünsche zu kennen, und wenn ich Sie nun zur Mitreise einlade, so dürfen Sie das so optimistisch auffassen, wie Sie wollen. Sie müssen nicht meinen, daß ich Sie mitnehme, weil Sie Lehrer sind. Lehrer wird man ja gewöhnlich nur dann, wenn man nicht weiß, was man aus sich selber machen soll. Ich wollte auch einmal Lehrer werden. Nein, ich nehme Sie mit, weil ich den Eindruck gewonnen habe, daß Sie allein sein können. Auf das kommt's an. Ich glaube offen gestanden nicht an den Staat; aber an den Einzelnen, an den glaube ich. Ein vollkommener Staat — Mumpitz; ein vollkommener Einzelner — jawohl! Predigen hilft nichts; selber etwas sein — das hilft. Oder nicht?“

Der Lehrer nickte.

„Und noch eins, junger Mann. Sie werden auf unsern neuseeländischen Gütern mancherlei Seltsames antreffen; verwundern Sie sich darüber, soviel Sie wollen. Aber über eines dürfen sie sich nicht verwundern, verstanden! Sie werden in meinem Arbeitszimmer eine Sammlung von alten Kupferstichen und Lithographien dieser Stadt finden. Auch eine Sammlung von mittelalterlichen Drucken und Chroniken, hier geschrieben und in die Presse getan. Ich werde sie oft verliebt betrachten. Sie finden mich vielleicht einmal mit Tränen in den Augen vor so einem alten Bild. Keinen Ausruf des Erstaunens, keine Frage, wenn ich bitten darf. Denken Sie dann je weilen, daß der Mensch eben ein ganz seltsames und gar nicht einfaches Geschöpf ist. Verstanden?“

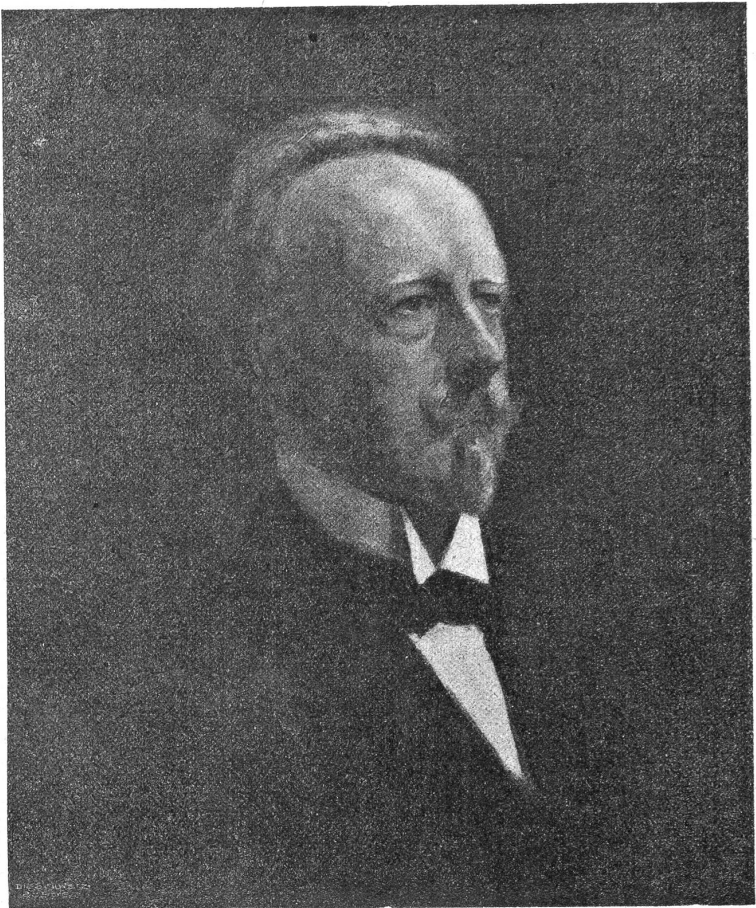
*

Das Denkmal ist enthüllt. Müllers Rede war ergreifend. Manche haben vor Rührung geweint. Morgen wird er verreisen. Sein Automobil wird unter dem schönsten Triumphbogen hindurchfahren, der in dieser Stadt je gebaut worden ist.

Es gibt Leute, die behaupten, daß nun alles wieder rückwärts gehen werde. Ein Konsortium hat der Stadt bereits ein Angebot für das Gartenareal gemacht. In der Schenkungsurkunde sind keine einschränkenden Bedingungen vorhanden. Es heißt bloß: „Hiermit der Stadt den Garten zum Geschenk, auf daß sie ihn so verwende, wie sie es verdient!“

Wie soll man nun das deuten? Herr Müller hätte sich auch etwas deutlicher ausdrücken können...

Wir, die wir die handelnden Personen besser kennen als die andern, wir lächeln. — Ende. —



Dora Bauth: Dr. Ernst Zahn.

Text hierzu Seite 577.

Hans Rienholz und die Schnitzerschule von Brienz.

Nachdem die Wirksamkeit der Bildhauer Hans Huggler und Albert Huggler von Brienz in der „Berner-Woche“ skizziert worden ist, soll nun auch eines dritten gedacht werden, dessen Tätigkeit mit dem Bestand und den Fortschritten der Oberländischen Holzschnitzerei aufs engste verbunden ist.

Ein hochgestellter bernischer Staatsmann äußerte sich letzthin, indem er seiner Studienjahre gedachte: „I ha suur düre müeße!“ Dies trifft auch in vollem Maße zu bei unserem Hans Rienholz, einem Manne eigener Kraft, ächtes Kernholz. Schon in den Schuljahren versuchte er sich in der Schnitzerei, zu der ihn zeichnerische Begabung hinführte, und der Druck der Sorge, die den Knaben nötigte, gleich nach Schulaustritt als ältester Sohn für Mutter und Geschwister einzustehen, denen der Vater früh entrisen wurde.

War unserem jungen Schnitzler unter diesen Umständen der Besuch der Sekundarschule ver sagt, so setzte er es doch durch, die Zeichenkurse von Federer, dem Vater des bekannten Dichters Federer und des oft verkannten Johann Abplanalp als fleißiger Schüler zu besuchen. Beiden bewahrte er ein ehrendes Andenken. So arbeitete Rienholz in mehreren Werkstätten von Brienz als jugendlicher Vorgesorgter der Seinigen, neben der Werkstattzeit den Zeichen- und Modellierkursen Abplanalps unermüdet folgend. Es war ein stilles Gähren und Ringen in dem Jüngling, der in ungestillter Sehnsucht nach Licht, mehr Licht! sich abmühte, aber an die Werkbank gebunden, wo nicht geistige